

# Altschweizerische Sprüche und Schwänke (Nachlese)

Autor(en): **Singer, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **40 (1942-1944)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113831>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Altschweizerische Sprüche und Schwänke.

(Nachlese).

Von S. Singer, Bern.

Der grossen Freundlichkeit der Herausgeber der „Altschweizerischen Sprüche und Schwänke“ verdanke ich Einsicht in eine Abschrift der „Schimpf- und Glimpfreden“ der Jahre 1651 und 1652 und die Erlaubnis, meine Kenntnis derselben zu verwerten. Ich teile also im Folgenden mit, was ich zu einzelnen dieser Notizen Heinrich Brennwalds beizubringen habe, wobei ich mir bewusst bin, dass ich einem Nachfolger noch eine reichliche Nachlese zu der meinigen übriggelassen habe. Und gleich beim ersten besteht mein Beitrag nur in dem Einbekenntnis meiner Unwissenheit:

I, 30. Als ob einer Mahlzyt von Fischen geredt wurde, wie er anfangs dz aller kleinste Thier seye und nachgentz zuem allergroëßten Thier werden könne, in dessen Gebeinen mann Häußer und Anders bouwen könne, auch anzeigte, wie under allen Fischen die Förenen am besten seyend, antwort ein Anderer, sie sind sonst ein gut beßer als die rothdännenen.

Bei dem Riesenfisch kann es sich wohl kaum um den Walfisch handeln, denn nirgends im Physiologus oder den Bestiarien des Mittelalters finde ich seine ursprüngliche Kleinheit hervorgehoben, und zur Beschreibung seiner Grösse nur die zuerst in den altkeltischen Reisebeschreibungen auftretende Geschichte von den Seefahrern, die ihn für eine Insel halten und auf ihr landen, nirgends aber die Schilderung seiner kolossalen Knochen. Eher ist an den speziell in der Schweiz als Seedämon bekannten Drachen (s. Hwb. d. Aberglaubens II, 382) zu denken, den man in den Riesenknochen vorsintflutlicher Saurier wiederfinden mochte. Der Schluss von den Forellen als den besten Fischen ist nur angefügt des Wortwitzes wegen, der diese als die „föhrenen“ andern als den „rottannenen“ gegenüberstellt, ein Witz, der nicht überall in der Schweiz gemacht werden konnte, weil in manchen Gebieten die Föhre „Dähle“ heisst.

I, 39. Zue Nüerenberg wird einem Schölmen ein Ohr abgehauwen und an den Galgen geschlagen. Der kompt gen Ulm zue einem Krämer, fragt ihn, was er ihm umb Spitzschnüer geben müess, die von seim einen Ohr langend zue

dem anderen. Der Krämer häuscht nit vil, vermeinende, es werd so ein lang Stuck nit bringen. Als aber der Schölm brichtet, wo er sein ander Ohr habe, ist dem Krämer Angst worden und hatte nienen halb so vil Schnüer, die dahin langen möchtend.

Die älteste Fassung dieser Geschichte findet sich in Joh. Pauli, Schimpf und Ernst, und zwar in der Ausgabe von 1533, während die älteste von 1522 sie noch nicht enthält.

Eyn Abenteürer kam zû Franckfurt in die Meß zû eynem Kremer und fragt in und sprach also: „Lieber Kremer, was gilt eyn seiden Bendel, der mir vonn eynem Oren zû dem andern reichen mag? Dann das Baret fellt mir oft ab, so der Wind fast wehet.“ Der Kremer marckt sein List nicht und sprach: „Ich achte es auff eyn Elen lang, das gilt eyn Creützer“. Der Obendürer sprach: „Wann es aber etwa lenger wird, waß sol ich dann dafür geben?“ Der Kremer sprach: „Du hast doch nicht also eyn großen Kopff. Gib mir zwen Creützer, so will ich dir messen von eynem Or zû dem andern, Gott geb wie lang es würt“. Der Gesell gab im die zwen Crützer önd nahm die seyden Bendel unnd hob sie mit dem eyn Ort an das linck Or und sprach zû dem Kremer: „Nun meß du biß dem andern Or!“ Der Kremer nam die Bendel und zoch im das Baret ab und will im zu dem andern Or messen, so sieht er, das es ist abgeschnitten, und spricht: „Wo ist das ander Or? Es ist doch nit da.“ Der Gesell oder Abenteurer sprach: „Es stot zû Erfurtt an dem Branger gegenagelt. Meß mir biß dohin!“ Das wolt der Kremer nicht thûn etc. (Johannes Pauli, Schimpf und Ernst, hg. von Johannes Bolte II, 20. Nr. 713. Dazu die Anmerkung S. 412).

I, 42. Einer fabulierte und sagt, zue Winterzyt habe man einem wöllen den Kopf abhauwen, und als ihm der Meister den Streich gegeben, sey es so geschwind geschehen, daß der Kopf noch uffm Hals liegen bleibe, und wegen großer Kälte sey er ihm wider angfrozen. Als er nun in einer warmen Stuben bie dem Offen gstanden und die Nasen schnützen wöllen, hab er den Kopf zuer Thüren hinderen gworffen und sey aber erst in der Stuben nidergfallen und gstorben.

Das Schwert des Scharfrichters ist also so scharf, dass der Kopf noch auf dem Halse sitzen bleibt und der Delinquent gar nichts merkt und ruhig weiter lebt. Solches wird schon von dem Schwerte des Meisterschmiedes Wieland in der niederdeutsch-nordischen Thidrekssaga aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts berichtet, Cap. 68.

Nun trat Welent hinter den Stuhl, auf dem Amilias sass und setzte des Schwertes Ecke an den Helm und sprach zu Amilias und fragte, ob er etwas spüre: Da antwortete Amilias: Hau zu aus aller Kraft und tu, als ob du dessen bedürfen

möchtest, wenn es glücken soll. Da drückte Welent so hart mit dem Schwerte und zog daran, dass es durch den Helm und die Brünne und den Rumpf fuhr bis ganz auf die Gürtelstätte, und also beschloss Amilias seine Lebetage. (Deutlicher in den späteren Papierhandschriften: Und da zog Welent das Schwert stark und bat ihn sich zu schütteln. Und als er gedachte das zu tun, drang das Schwert nieder bis zur Gürtelstätte und er fiel in zwei Stücken vom Stuhl.)

Aehnlich wird in einem Zusatz der Hundshagenschen Handschrift des Nibelungenliedes in Berlin von dem Todesstreich erzählt, den Hildebrand der goldgierigen Königin Kriemhild versetzt:

Hilprand mit zorne zu Kriemhilden sprang,  
 er schlug der kuniginne einen schweren schwertes schwang  
 enmitten da der borte iren leib het umgeben.  
 Da must die kuniginne verliesen ir werdes leben.  
 Daz schwert daz schneid so drate, daz sy sein nit enpfant,  
 daz es si het geruret unsanft. Sy sprach ze hant:  
 Dein waffen ist verplawen, du solt es von dir legen,  
 es zimpt nicht wol ze tragene aim else zirlichen degen.  
 Da zoch er von dem vinger ain ring rot guldein,  
 er warf in ir vor die füsse, er sprach: hebt ir daz vingerlein  
 auf von der erden, so habt ihr war, edel wip!  
 Sy naigt sich nach dem golde, da viel enzway ir werder leib.

Was hier von diesen mittelalterlichen Ueberlieferungen abweicht, ist das Anfrieren des Kopfes und sein Auftauen in der warmen Stube, was etwas an das Auftauen der Töne in Münchhausens Trompete erinnert.

I, 51. Ein Weib schmaltzt dz Mueß nur vor ihrem Ohrt. Der Mann merktz, spricht zuem Weib: Du sichst aber saur auß, ich mein, du seyest zornig. Und als sie antwortet: Worum solt ich nit zornig syn? träjet der Mann die Blatten herum, biß's geschmaltzen Ohrt ihm worden, und sagt: Du magst höh'n syn oder nit, ich wolt nit also drum machen.

Es ist zu verstehn, dass der Mann bei dem Worte „also“ die Platte dreht, sodass scheinbar zufällig die Fettaguen vor ihn zu stehn kommen. Das kenne ich als eine noch heute kursierende jüdische Geschichte, nur dass nicht Mann und Frau die handelnden Personen, sondern ein „Bocher“ (was man hier am Besten mit „fahrender Schüler“ übersetzen könnte) und sein reicher Gastgeber sind. So erzählt etwa M. Nuel. Rabbi Lach und seine Geschichten. Berlin 1910. S. 71:

Dort hatte ein „aufgeklärter“ Mann einen wandernden Talmudschüler aus Polen zum Essen geladen. Er lässt ihn

... am Familientische Platz nehmen, aber ... schlechtere Speisen vorsetzen als den anderen Teilnehmern an der Mahlzeit. . . . „Nun, was sagen Sie dazu?“ meint der gebildete Sohn des Gastgebers, „man hat längst nachgewiesen, dass in der Bibel schwere wissenschaftliche Irrtümer enthalten sind. Zum Beispiel, dass Josua die Sonne stillstehen lässt. . . . Die Sonne steht doch so still . . . , es ist eben die Erde, die sich bewegt . . . warum wollen Sie das nicht glauben?“ „Wie heisst „glauben“? gibt der Bocher zurück. „Wenn die Erde sich möchte drehn, nu, da möchte sich auch der Tisch hier drehn, und dann möchten doch auch einmal die guten Sachen, was Sie essen, vor mir stehen.“

I, 67. Von einer faulen Spinnerin sang einer ein solches Lied, das weitläufig kann usgeführt werden:

Baurenfrau von Güttingen,  
Worum spinnend ihr nit?  
Worum solt ich spinnen?  
Kein Werck han ich nit.  
Do luff der selben Bürenen Mann,  
Biß er Werck überkamm.

Also hat sie sich entschuldiget mit Kuncklen, Spillen, Wirtel, Haspel etc. Und mag uß jedem ein Stückli gmacht werden.

In dem modernen Volkslied, das Mittler (Deutsche Volkslieder. Zweite Ausgabe. Frankfurt a/Main 1865. Nr. 1085) mitteilt, ist nach dem Typus der „verkehrten Welt“ der Mann der Spinner, dem die Frau die Gerätschaften herbeibringt, und das Ganze erhält eine Pointe, die auch dem älteren Liede nicht gefehlt haben wird, aber nicht die gleiche gewesen zu sein braucht.

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Ei, wie soll ich spinnen,<br/>wenn ich kein Rocken hab?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>trug dem Mann den Rocken rein:<br/>so spinnt er nun.</p> <p>2. Ei, wie soll ich spinnen,<br/>wenn ich kein Spille hab?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>trug dem Mann die Spille rein:<br/>so spinnt er nun.</p> <p>3. Ei, wie soll ich spinnen,<br/>wenn ich kein Wirtel hab?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>trug dem Mann den Wirtel rein:<br/>so spinnt er nun.</p> | <p>4. Ei, wie soll ich spinnen,<br/>wenn ich so hungrig bin?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>trug dem Mann das Essen rein:<br/>so isst er nun.</p> <p>5. Ei, wie soll ich essen,<br/>wenn ich so durstig bin?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>holt dem Mann das Trinken rein:<br/>so trinkt er nun.</p> <p>6. Ei, wie soll ich spinnen,<br/>wenn ich so schläfrig bin?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>trug dem Mann das Bettchen rein:<br/>so schläft er nun.</p> <p>7. Ei, wie soll ich schlafen,<br/>wenn du nicht bei mir liegst?<br/>Das kleine Weib gieng aus und ein,<br/>springt zum Mann ins Bettchen rein:<br/>so schläft er ein.</p> |
|---|--|

I, 81. Weibergspey und Vogelgschrey. Die ersten Vögel, so im Früeling anlangend sind Rinderstarren, die pffend sehr laut, daß es thönt; Wyb, Wyb! Dagegen singt die Amslen: Bueb wyb nit, 's Brot ist thür! Die Frösch in dem Pfuel ist auch nit ful und singt: Wags nur, wags nur! Wann dann zwey einen bösen Haürath getroffen, so rüefft der Guckauch: Blut Mul, blutt Mul! Die Wachtlen klopft wider umben und sagt dem Wyb: Lützel hübsch! D'Meis kompt auch übers Wyb und singt: Zizibeeren, faule Mähren, spinn, spinn! Fragt der Mann 's Wyb, waß's werdind essen, so antwortet d'Schwab: Luter Birenstückle und nit ein Mümpfeli Fleisch! Drüber wird der Mann zue einem Stoß- und Crützvogel, stoßt und schlacht's Wyb, und sie zue eim Nachteul, zerkretzt ihm's Gsicht. O des trurigen Vogelsangs! Da heiβts dann: In dulci Mordio.

Eine willkommene Bereicherung von W. Wackernagel. *Voces variae animantium*. Zweite Ausgabe. Basel 1869. J. Winteler. Naturlaute und Sprache. Aarau 1892.

I, 141. Der alt Kräbs verwise dem jungen oft seinen Gang und wolt ihn lehren für sich gehen. Der jung antwortet: I prae, sequar: gang voranen, ich will dir nachfolgen.

Es ist dies die 187. aesopische Fabel (*Fabulae Aesopicae collectae*, ed. C. Halm. Lipsiae 1884):

Der Krebs und seine Mutter. Die Mutter sprach zu dem Kребse: warum, Kind, gehst du den verkehrten Weg, da es sich doch gehört, geradeaus zu gehen? Dieser aber erwiderte: gehe den Weg voraus, Mutter, und ich will den selben zu gehen versuchen. Da sie aber geradeaus nicht zu gehen imstande war, wurde das Kind der Verräter ihrer Unvernunft.

I, 142. Von Predicanten, die hin und her ußert ihrem Vatterland in fremden Ohrten sich uffhaltend, sagt einer, sie habind ein sonderbare Freyheit und Vorthail für Andere us, die auch ußert dem Vatterland sind, als da sind Soldaten und Handtwercksgesellen. Sölche kömm etwann das Heimwee so starck an, daß sie daran sterbind, da sonsten mann noch von keinem Predicanten ghört, daß ihn dz Heimwee sölcher Gstallt ankommen, daß er dran gstorben seige.

Es ist dies der älteste mir bekannte Beleg für das Wort „Heimweh“. Wir besitzen darüber die Monographie von Fr. Kluge (Freiburg i/B 1901), die dann in seine Sammlung „Wortforschung und Wortgeschichte“ (1912) aufgenommen ist. Danach erscheint dieses ursprünglich schweizerische Wort zuerst in der Dissertation des Basler Arztes J. J. Harder 1678 (*Dissertatio medica de νοσταλγία* oder Heimwehe oder Heimsucht).

Hier haben wir einen um 27 Jahre älteren Beleg, der mit seinem Hinweis auf die schweizerischen Soldaten in der Fremde sofort an das „Zu Strassburg auf der Schanz“ denken macht.

I, 159. Kindergsängli und -gängli. Am Morgen bim Sonnenschyn singends:

D'Sonn schynt, 's Vögeli grynt,  
 Es hoppet uffn Laden,  
 Es hoppet biß gen Baden,  
 Z'Baden stath ein Sommerhauß,  
 Es luegend drey Mareyen drauß,  
 Die ein spinnt Syden,  
 Die ander clahre Wyden,  
 Die dritt Haberstrauw.  
 Bhüet mir Gott mein Kindli auw.

Umb den Imbiss ist ihr Gsang:

Mittag, Stein im Hag,  
 Brot im Kübel, es hungert mich übel.

Abends singends:

Fyrabend, Vesper,  
 Kleine Kind göhnd essen,  
 Söltend dann schlaffen gahn,  
 Vatter und Muetter rüehwig lahn.

Die drei Kinderlieder sind in die grosse Sammlung von Gertrud Züricher, Kinderlieder der deutschen Schweiz (Basel 1926) als Nr. 680, 2342 und 2351 aufgenommen, alle mit dem Merkzeichen „i“ versehen, wodurch sie als aus den Sammlungen des Idiotikons stammend bezeichnet werden. Leider sind keine näheren Angaben gemacht, sodass man erst jetzt erfährt, dass sie zu den ältesten Ueberlieferungen von Kinderliedern gehören, deren wenige hinter unser Jahr 1651 zurückgehn.

I, 174. Das Schiff namset ein Kaufmann Wasser- oder Seemären. Er wöll uff die selbige sitzen und da und dörthin ryten; sie gangind als saufft und hotzind nit; die Rueder seigind sölcher Seemähren Füeb und der Wind ihre Sporen. Da gangs oft vil gschwinder als z'allen vieren.

Es ist merkwürdig, wie sich hier im Kaufmannsdeutsch des 17. Jahrhunderts die altgermanische Kenning vom Wogenross erhalten hat, und es ist lehrreich, die gemütliche Einstellung eines Mannes des 17. Jahrhunderts zu einer solchen Kenning zu vergleichen mit der eines Gelehrten des 20.

„Vermöge einer Aehnlichkeitsassoziation taucht aus dem Unbewussten eine Vorstellung auf, die den Flug der Gedanken, der Erfahrungs- oder Berührungsassoziationen, von der Seite her kreuzt. Der germanische Dichter denkt an das Schiff, das mit gebogenem Vordersteven vorwärts gleitet, und es fällt ihm das laufende Ross ein. Aber er hat nicht die Abstraktionskraft und die Ruhe der Seele, die nötig ist, um sich nun der Vorstellung „laufendes Ross“ in aller Gemächlichkeit zuzuwenden, sie zu zergliedern und auszubauen und dann mit einem ausdrücklichen „so“ das, was er eigentlich sagen wollte, auszusprechen. Vielmehr wird ihm durch das Verschmelzen der Vorstellungen das Schiff zum Ross, er sieht es als Ross, und doch bleibt es in dem Zusammenhang, in den es als Schiff gehört, also auf den Wogen. Das so entstehende Wogenross ist also weder Schiff noch Ross, es ist ein drittes, was der Dichter sich schafft und eigenmächtig an die Stelle des Schiffes setzt: ein Märchenwesen.“ (Neckel, Germanisch-romanische Monatsschrift VII, 1915, 36).

I, 199. Da Treüw und Liebe war geboren,  
Floch sie in ein Jägers Horen,  
Der Jäger bliess sie in den Windt,  
Daher man sie gar selten findt.

Aus jüngeren Quellen bei Wander. Deutsches Sprichwörterlexikon. IV, 1309.

I, 209. Hürenpeiß  
Mach mich gsund und feiß,  
Mach mich groß und starck,  
Da ich all Pauren überwachs.

Ueber diesen Segensspruch, s. Idiotikon IV, 1081.

I, 212. Wann einer Blind werden will, facht es mehrtheils an Augen an; wer ghörlos oder dumm werden will, facht mehrtheils an Ohren an; wer hinckend werden will, facht mehrtheils an Füessen an.

Dieses Scherzwort kursiert noch heute; ich kenne noch „wenn Einer verrückt wird, fängt es meistens im Kopf an“. Es hatte wohl früher eine weitere Verbreitung auch ausserhalb des deutschen Sprachgebiets, obwohl ich es nur spanisch nachweisen kann: El que ha de cegar, por los ojos ha de empezar (Gottschalk, Die bildhaften Sprichwörter der Romanen II, 15). Ich kann die tiefere Bedeutung, die Gottschalk dahinter sucht „Ein Uebel muss man, um eine Besserung zu erzielen, an der Wurzel packen“, nicht darin finden und halte es nur für eine lustige Binsenwahrheit.





- I, 217. Ob d'Muetter ein Huer, der Vatter ein Dieb,  
noch hat sie Gelt, so ist sie lieb.

Schon in Seb. Francks Sprichwörtern (Ausgabe von 1565,  
S. 13 verso):

Bistu hür oder dieb,  
hast du gelt so bistu lieb.

- I, 220. Ich hab in meinem Käller  
kein seigren, brochnen Wyn,  
Er cost mich nit ein Häller,  
Kein Brot wirt schimmlecht drinn.  
Auch mein Kornschütt  
hat Milwen nit.  
Mein Stahl ist uffgebutzet,  
Stirbt mir deshalb  
kein Kueh noch Kalb.  
Schauw, ob mich das nit nutzt.

vgl. Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua) hg. von  
A. Alsleben. Halle a/S. 1891. S. 133:

Ich hab in meinem Keller,  
kein Seygern brochen Wein,  
der kost mich nit ein Heller,  
kein Brot wird schimlicht drin,  
Auch mein Körnschütt,  
hat Wibeln nit,  
Mein ställ sind fein außgbutzet,  
Stirbt mir deßalb,  
kein Ku noch Kalb,  
lug was mir das nur nutzt.

Da Fischart landläufige Schlemmerlieder in seine trunkene  
Litanei eingefügt hat, kann man nicht ohne Weiteres annehmen,  
dass Brennwald die Geschichtklitterung benutzt hat.

I, 242. Alle Ding habend ein Underscheid, usgenommen  
ein Bratwurst, die hat zwo Zipfel.

Ich kenne das heute in der Form: Alles hat ein Ende,  
nur die Wurst hat zwei.

I, 242. Einer sagt, gute Nachpauern seyend besser als  
wytentlegne Fründ. Dem antwortet einer: Diß Sprüchwort  
hat mir gfehlt, dann ich hätte 3 Kueh, die warend meine  
besten Nachpauern, aber sie sind mir abgangen.

Dem genannten Sprichwort steht am nächsten „En gueden  
Noaber es biäter as ein fären Frönt“, das Wander III, 827  
aus Woeste, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark (Iser-

lohn 1849. S. 74. 229) anführt. Bereits mittelalterlich ist „Miaus vaut proichiens vesins que lointiens amis“ (Morawski, Proverbes français antérieurs au XV<sup>e</sup> siècle. Paris 1925. Nr. 1282). Häufiger ist deutsch wie französisch „Bruder“ oder „Verwandter“ statt „Freund“, was ja auch in älterer Sprache und dialektisch die Bedeutung „Verwandter“ haben kann.

I, 246. Mühl mülliwarm und Brot offenwarm  
macht die reichen Pauren arm.

In neuerer Zeit G. A. Seiler, Die Basler Mundart (Basel 1879. S. 212):

Müliwarm und Ofewarm  
macht die riiche Buren arm.

Auch ausserhalb der Schweiz in Schwaben und Elsass verbreitet.

I, 249. Eine schilt die ander ein Hex. Die antwortet: Du bist auch eine; man mueß zwo haben, es geb sonst kein Dantz.

Die Begründung beruht auf einem Sprichwort, vgl. die niederländischen Proverbia communia 326 „Een man en can ghenen dans maken“, worauf dann die niederdeutschen Sprichwörter des Tunnicius 426 und die lateinischen Proverbia germanica Bebel's 325 zurückgehen.

I, 251. Einer wolt uff Latein sagen: Mein Vatter ist ein Kauffmann. Der sagt: Meus pater est emivir. Und als man ihn gefragt, was heiße: Man leüth in Rath, antwortet er: Vir homines in suade.

Derartige Schülerwitze kursieren noch heute, etwa „Noster me oleum foenum suadet“ für „unser Michel (mich Oel) heuratet“, oder „Nostra potentia in oleo sedebat“ für „unsere Magd (Macht) im Elsass (Oel sass)“.

I, 256. Einer predigt von den großen Werken Gottes, und als er ungefahr ab der Cantzlen zuem Fänster us gsehen ein Vögeli ab einem Ziegel bicken, hat er gsprochen, grad jetz kömme ihm ein wunderlich Werck Gottes für d'Augen, indem er alhie sehe ein Vögeli ab einem Ziegel bicken. Das sei ja ein großes Werck, aber das Werck were noch vil grösser, wann der Ziegel wurd ab eim Vögeli bicken.

Ich kenne eine verwandte moderne Scherzfrage: Warum wedelt der Hund mit dem Schwanz? Antwort: weil der Schwanz nicht mit dem Hund wedeln kann.

I, 279. Von einem, der von einem Anderen von Wort zue Wort ein Predig abschreibe und dieselbig wider von Wort zue Wort halte und predige, sagt einer, er seige wärt, daß er nüt anders esse und trincke, als was der ander schon einist g'essen und truncken habe. Ein anderer sagt, ein sölcher sey ein Schölm, Ursach, er thüeg mehr, wede er mög, der sey ja ein Schölm.

„Ein Schelm, ders besser macht, als er kann“ seit dem 17. Jh. bei Wander IV, 130, 37 belegt. Bereits mittelalterlich das auch heute noch geläufigere „Ein Schelm gibts besser, als ers hat“.

I, 334. Ein Anderer, wyl er seiner Frauwen nit trouwt, bindt sie z'Nacht in der Stuben an ein Saul an, daß sie nit uff Buelschafft gieng. Sie aber legts mit ihrer Nachpaurinn an; die kam und lößt sie ab und laßt an ihr Statt sich an d'Saul binden. Der Mann rüefft z'Nacht seim Wyb, die frömd will nit antworten. Deß stath der Mann uff, meint, sein Weib sey hinweg, wütscht an d'Saul, und wyl er sie findt, schnidt er ihro im Zorn d'Nasen ab und sagt: Gib sie jetz dem Buehlen! gath wider gen schlaffen. Underdeß kompt sein Weib ab der Buelschafft wider, lößt die mit der Stumpennaß ab und laßt sich wider anbinden. Am Morgen, als sie der Mann gsehen, spricht er: Ich hab gmeint, ich hab dir d'Nasen abghauwen, so hast sie noch. Sie antwortet: Ja, sie war ab, aber damit mein Unschuld an Tag kömm, hat mir sie Gott wider wachsen lassen. Das ist betrogen oder glogen.

Diese Geschichte geht in letzter Linie auf die alt-indische Sammlung des Pantschatantra durch Vermittlung seiner Bearbeitung Kalilah und Dimnah zurück, welche im 13. Jh. nach Europa drang. Erst im 17. Jh. löste sich unsere Erzählung aus diesem Zusammenhang, indem sie im Jahre 1630 zweimal selbständig bearbeitet wurde: durch Annibale Campaggi (*Novelle due esposte nello stile di Boccaccio*) und Verloquet le Généreux (*Les délices ou discours joyeux et récréatifs*), an die sich drei Jahre später eine englische Dramatisierung durch Massinger schloss. Ich kenne diese Bearbeitungen unseres Stoffes nur dem Namen nach durch Bédier, *Les Fabliaux*. Quatrième édition. Paris 1925, p. 171, kann also auch nicht sagen, inwieweit eine nähere Beziehung zwischen Brennwald und einer von ihnen besteht. Ein altfranzösisches, aber dann auch ausserhalb Frankreichs verbreitetes Fabliau, in dem abgesehen von anderen Unterschieden die Zöpfe statt der Nase abgeschnitten werden, ist, wie Bédier meint, ganz unverwandt,

während Andere immerhin eine gewisse Beziehung annehmen, kommt aber jedenfalls als Quelle für unsere Erzählung nicht in Betracht.

I, 337. Ein Weibsbild war unschuldiger Weis in Gfänknus gspehrt, und als sie wider außglaßen worden, fragtend sie d'Leuth, wie sie glegen were oder gschlaffen hette. Da antwortet sie, sie hett gar sanft gschlaffen, dann ein guet Gwüßen sye ihr Underbeth und Unschuld ihr Decki gewesen.

Ein gut Gewissen ein sanftes Ruhekissen (Wander I, 1669). Une bonne conscience est un bon oreiller (Gottschalk II, 185) scheint erst der neueren Zeit anzugehören, da es mir im eigentlichen Mittelalter bisher nie begegnet ist, so dass wir hier einen der ältesten Belege haben, der aber noch nicht den Reim zeigt.

II, 4. Ein Herr, als er von seiner Frauen verritt, befiehlt dem Diener, soll ihre anzeigen, daß sie den Pfaffen nit zue laße. Der Knecht gedänkt, was man den Weiberen verbeut, dz thuend sie erst, zeigt derhalb der Frauen an, ihres Herren Befelch seye, sie soll nit uff dem großen Tocken oder Hund reiten. Sie wundert, warum ihr das verboten werde, glustet deßhalb uffm Tocken zue reiten, welcher sie übel in d'Hand gebißen. Als der Herr wider heim kam und die Frau wund fand, fragt er nach der Ursach. Der Knecht eröffnet ihms und sagt: Wyl ich wol wußt, daß die Wyber in allen Dingen dz Widerspil thuend, hab ich gedacht, es seye weger, sie werde von dem Tocken gebißen, wede von dem Pfaffen beschißen.

Die älteste bekannte Erzählung dieser Geschichte ist wieder die in der Auflage von 1533 von Pauli's Schimpf und Ernst Nr. 703. Montanus Gartengesellschaft Nr. 7 weicht sehr ab. Andere von Bolte in der Anmerkung zu Montanus citierte Literatur ist mir nicht zugänglich, doch dürfte wohl der Schimpf und Ernst von 1533 die Quelle für unseren Erzähler sein.

II, 124. Ein Edelmann hatte schandtlich böse Töchtern, die niemand haürathen dörrfte. Ein Juncker begert einer. Der Vatter sagt ihm, wie sie seig. Er sprach, wöll sie schon guet machen. Er reit mit ihr hinweg, hatte einen Diener, der ihn erzürnt, den schlug er halb zue Tod, ein Falck, der nit grad that, was er begert, dem trejet er den Hals umb, sein Pferd fellt ihn, dz erschöß er. Als die Frau dißes alles sahe, ward sie dz best und tugenlichst Weib und hat ihren Herren nie erzürnt.

Jeder denkt hier gleich an Shakespeares Zähmung der Widerspenstigen. Aber dieses Drama liegt ebensowenig zu-

grunde wie das altfranzösische *Fabliau de la male Dame*. Am nächsten stehen die mittelhochdeutschen Gedichte, über die H. Lambel, *Erzählungen und Schwänke* (Deutsche Classiker des Mittelalters XII. S. 209 ff.) zu vergleichen ist.

\* \* \*

Im Anschluss an diese „Nachlese“ möge man noch ein paar Nachträge zu meinem früheren Aufsatz im Archiv gestatten. Wie mir aus Hasle im Entlebuch geschrieben wird, ist dort das Sprichwort „I gscheene Sache seumer z'bescht rede“ noch immer gang und gäbe. Das Sprichwort vom Husten des Fuchses findet sich ebenfalls im 17. Jh. auch im Französischen „une toux de renard, qui conduit au terrier“ (ältester Beleg aus dem Jahre 1656 bei Gottschalk. Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache. Heidelberg 1930. S. 36). Ueber „Ja, Bauer, das ist ganz was anders“, s. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde XVIII, 1908, 447 f.

---